

DAS ERGEBNIS-KONZEPT
IN DER U.S.-AMERIKANISCHEN
SOZIOLOGIE

von

Andrew Abbott

In einer der ersten Szenen des Films *«Saturday Night Fever»* bittet Tony Manero (John Travolta) seinen Chef, den Baumarkt-Besitzer Mr. Fusco (Sam J. Copolla) um einen Vorschuss, damit er sich für den Samstagabend ein hübsches neues Hemd kaufen kann.¹ Fusco lehnt ab und ermahnt Tony, er solle für die Zukunft vorsorgen. «Ich scheiss auf die Zukunft!» sagt Tony. «Nein Tony, du kannst nicht auf die Zukunft scheissen,» sagt Mr. Fusco, «die Zukunft scheisst auf dich» (Drehbuch von Norman Wexler).

Der Streitgegenstand zwischen Tony und Fusco ist das Problem von jetzt und später, von Gegenwart und Zukunft, von Moment und Ergebnis. Auf Ökonomesisch gesagt handelt der Film davon, dass Tony mit Hilfe der minim rationaleren Stephanie Mangano (Karen Gurney) ein etwas weniger hyperbolischer Diskontierer wird. Er beginnt, die Zukunft ein bisschen ernster zu nehmen.

Aber er wählt nicht Fuscos Ergebnis. Später im Film feuert Fusco Tony weil dieser eines Tages unentschuldigt von der Arbeit wegbleibt, stellt ihn aber wieder ein und sagt: «Du hast eine Zukunft hier. Schau Harold an [zeigt auf diesen], bei mir seit 18 Jahren, [zeigt wieder] Mike, 15 Jahre.» Die Kamera zoomt auf Mike, dargestellt als farbloser, gesetzter Mann mittleren Alters, und dann zurück auf Tonys panischen Gesichtsausdruck. Das ist nicht die Zukunft, die sich Tony wünscht. Sein endgültiger Entscheid gilt einer offeneren, undefinierten Zukunft, die mit einem Umzug nach Manhattan und damit beginnt, Stephanie nicht bloss als sexuelles Ereignis, sondern auch als Freundin wahrzunehmen. Am Schluss des Films ist er immer noch ein junger Mann mitten drin.

Die Auseinandersetzung zwischen Fusco und Tony trifft etwas Wichtiges bezüglich der Art, wie wir unsere Forschung begreifen. Letztlich handelt Soziologie zum grossen Teil davon, wie die Dinge aus-

¹ [Anm. d. Herausgeber:] Der hier vorgelegte Text ist eine gekürzte Übersetzung des folgenden Texts: Andrew Abbott, «The Idea of Outcome in U.S. Sociology», in: George Steinmetz (Hg.), *The Politics of Method in the Human Sciences. Positivism and Its Epistemological Others*, Durham/London 2005, S. 393–426. Übersetzt wurde er von Rainer Egloff. Das Wort «Outcome» wurde in der Regel als «Ergebnis» übersetzt. Die Herausgeber bedanken sich bei der Duke University Press für die Gewährung der Übersetzungsrechte. Der Artikel geht zurück auf einen Beitrag des Autors zur «Paul Lazarsfeld Centennial Conference», die am 29. September 2001 an der Columbia University in New York stattfand.

gehen. Üblicherweise ist die abhängige Variable heute wie seit vielen Jahren ein Resultat, ein Ergebnis, ein Fusco-Ding. Soziologie hat, wie es Frank Kermode treffend nannte, «Gespür für einen Schluss».²

Ökonomen scheinen dagegen häufig über Dinge ohne Schluss zu schreiben. Zahlungsbilanzen, Arbeitslosigkeit oder Wertpapierpreise sind Dinge, die endlos fluktuieren. Es gibt kein Ergebnis, kein Resultat. Vielmehr gibt es ein längerfristiges Gleichgewichtsniveau und kurzfristig diverse kleine Störungen darum herum. Dass Soziologie eher von Enden handelt als von Mitten, ist nicht weiter erstaunlich, denn Soziologie handelt häufig von Individuen: von ihrem sozialen Status, Einkommen, Vermögen, ihrer Bildung, ihrem Beruf usw. – von all jenen Dingen, die Mr. Fusco im Kopf hat. Und anders als Zahlungsbilanzen und Arbeitslosenzahlen, schwanken Individuen nicht ewig. Für Individuen gibt es nur eine wirkliche Ergebnis-Variable, und diese hat keine Streuung.³ In gewisser Weise bringt Tony dies zum Ausdruck, wenn er kurz nach dem ersten oben zitierten Wortwechsel sagt: «Heute Abend ist die Zukunft, und ich Sorge für sie vor.» Für ihn ist jenseits von heute Abend der Tod – ob als realer Tod seines leichtsinnigen Friends Bobby, der von der Verrazano Narrows Brücke fällt, oder als Scheintod von Mike mittleren Alters im Baumarkt. Jene von uns, die flachere Diskontkurven aufweisen, wissen, dass der Tod gewöhnlich nicht so schnell kommt. Es gibt viele menschliche Ergebnisse, die kurzfristig genug sind, um Gleichgewichtsvariablen wie jenen für Arbeitslosigkeit zu gleichen: Fahrgewohnheiten, Kaufverhalten, soziales Kontaktverhalten usw. Aber das Hauptaugenmerk der Soziologinnen und Soziologen gilt nicht solchen Dingen. Es ist auf Grösseres gerichtet: folgerichtige Ergebnisse wie sozioökonomischer Status, Ehe-Dauer und Ausbildung. Und ihre Folgerichtigkeit liegt gerade in ihrer Unwiderrufflichkeit; wir erhalten nur eine oder zwei Chancen.

Im Folgenden möchte ich das Ergebnis-Konzept analysieren. Zunächst soll dem soziologischen Begriff von Ergebnis nachgespürt werden, wie wir es bei einem der methodologischen Klassiker der Soziologie – Paul Lazarsfeld – Mitte des 20. Jahrhunderts finden. Kontrastierend dazu will ich dann Ergebnis-Konzepte in der Ökonomie erörtern, was zu einer weitergehenden Formalisierung des Ergebnis-Problems führt, für die ich philosophische Begriffe von Zeit beiziehen werde.

² Frank Kermode, *The Sense of an Ending: Studies in the Theory of Fiction*. New York 1967.

³ Die Standardreaktion auf diese nüchterne Feststellung ist natürlich, die Variation über die Zeit, bis dieses Ergebnis eintritt, zu untersuchen. Vgl. dazu Keynes's berühmtes Zitat: «Aber die lange Sicht ist ein schlechter Führer in bezug auf die laufenden Dinge. Auf lange Sicht sind wir alle tot.» John Maynard Keynes, *Ein Traktat über Währungsreform*, Berlin 1924 [Engl. Original: *A Tract on Monetary Reform*, 1923], S. 83.

Paul Lazarsfelds Ergebnis-Konzeptionen

Ich möchte zunächst den Ergebnis-Begriff in einigen wichtigen Werken Paul Lazarsfelds erörtern. Diese Reflexion leitet meine breiter gefasste Untersuchung zur Art, wie wir in den Sozialwissenschaften über Prozesse und ihre Resultate denken, ein.

Ich beginne mit dem einflussreichen Sammelband *«The Language of Social Research»*, den Lazarsfeld 1955 mit Morris Rosenberg herausgegeben hat. In der Einleitung zum Teil über «empirische Handlungsanalyse» erklären Lazarsfeld und Rosenberg, sie befassten sich mit «Handlungen, die viele Menschen wiederholt und unter einigermaßen vergleichbaren Umständen vollziehen». Im Weiteren nennen sie Beispiele: «Sozialreformer wollen Menschen davon abhalten, Verbrechen zu begehen; Inserenten wollen wissen, wie man Leute dazu bringt, ihre Produkte zu kaufen; Berufsberater studieren, wie Menschen ihre Stellen aussuchen [...]. Ihres unterschiedlichen Zwecks ungeachtet teilen diese Bemühungen ein zentrales Thema: Welche Faktoren sind relevant für die Entscheidungen, die Menschen zwischen einer gewissen Anzahl von Alternativen treffen?»⁴ Grundsätzlich sind das keine unwiderrufflichen Ergebnisse. Verbrechen und Beruf waren als modifizierbare, im Laufe eines Lebens oftmals wiederkehrende Wahlentscheidungen bekannt. Güteranschaffung pflegte noch repetitiver zu sein. Es scheint sich hier um wiederholte, gleichgewichtige Ereignisse, nicht endgültige Ergebnisse im strengen Sinn zu handeln.

Eine detailliertere Darstellung findet sich im vielfach wiederabgedruckten Artikel «The Analysis of Consumer Action», der Lazarsfelds Analyse von Kaufverhalten – für ihn der Prototyp menschlicher Aktivität überhaupt – expliziert.⁵ Gemäss Lazarsfeld ist ein Individuum vielen Einflüssen unterworfen. Der Kaufprozess beginnt, wenn einer dieser Einflüsse das Individuum in «eine neue Person» verwandelt – eine mit «einem wohlwollenden Gefühl gegenüber der Y-Ausführung eines Wagens oder dem Glauben, dass die X-Zahnpaste seine Zähne schützen würde». Nach ein paar Wochen «hört die veränderte Person einen Freund begeistert über das Produkt reden». Dies schafft wiederum eine neue Person, die sich gerade gemächlich «einer das Nachdenken ermutigenden Situation überlässt, in der sie über den neuen Wagen oder die Zahnpaste nachdenkt und sich definitiv zum Kauf entscheidet». Sie kauft dann, aber nur, wenn sie sich «in einer Situation befindet, die den auslösenden Einfluss zur Tätigkeit des Kaufs enthält».⁶

⁴ Paul F. Lazarsfeld und Morris Rosenberg (Hg.), *The Language of Social Research*, Glencoe 1955, S. 387.

⁵ Arthur Kornhauser und Paul F. Lazarsfeld, «The Analysis of Consumer Actions» [erstmalig erschienen 1935], in: Lazarsfeld und Rosenberg (1955), S. 392–404.

⁶ Ebd., S. 397. Diese Handlungskonzeption ist der Sprache erstaunlich ähnlich, die Bergson benutzt, um das Phänomen der Wahl zu erörtern, in der wir «nicht zwei Tendenzen oder gar zwei Richtungen, sondern ein Selbst, das lebt und sich durch das eigene Zögern entwickelt, bis die freie Handlung von ihm abfällt wie eine überreife Frucht». Henri Bergson, *Essai sur les données immédiates de la conscience*, Paris 1888, S. 92. Vgl. dazu die Erörterung zu Bergson in Andrew Abbott, *Time Matters*, Chicago 2001, Kapitel 7.

Lazarsfeld unterstreicht die Abfolge der Ereignisse und insistiert auf einer streng geordneten Liste von Erfahrungen, die im Kauf kulminiert. Weiter unten im selben Artikel listet er alle entsprechenden Phänomene für den Fall «die simple Angelegenheit des Seife-Kaufens» auf. Zunächst gibt es drei Dinge, die «weit zurück auf der Zeitachse» liegen:

- a) Warum die Konsumentin überhaupt Seife kauft.
- b) Warum sie Seife von bestimmter Farbe, mit einem bestimmten Duft, einer bestimmten Konsistenz etc. mag.
- c) Warum sie glaubt, dass alle Seifen gleich gut sind.

Und dann gibt es sieben Dinge, die «etwas näher am Kauf und konkreter» sind:

- d) Warum sie Seife vom X-Typ und -Preis kauft.
- e) Warum sie genau X-Seife kauft.
- f) Warum sie ein Stück kauft statt mehrere.
- g) Warum sie zu diesem spezifischen Zeitpunkt kauft.
- h) Warum sie an diesem spezifischen Ort kauft.
- i) Warum sie – wie sie es jetzt (in diesem Monat oder Jahr) tut – kauft, im Gegensatz zu anderen Monaten oder Jahren.
- j) Warum sie kauft (d.h. warum diese Art von Person und nicht eine andere).⁷

Ergebnis ist hier eine einfache Handlung: Seife kaufen. Seifenverbrauch als gleichbleibendes, oft-wiederholtes Phänomen wird ange deutet – es ist dies die implizite Basis der Frage: «Warum kauft sie, wie sie es gerade tut?» Überwiegend gilt die Aufmerksamkeit aber der Schlusshandlung des Kaufens – die Analyse folgt dem von mir einmal so genannten «Ahnen-Plot»⁸, gemäss welchem Analyse bedeutet, alle (kausalen) Vorfahren eines bestimmten Ereignisses zu suchen. Produktwahl ist ein Ergebnis, das am aktuellen Ende eines langen, sich rückwärts ausbreitenden Netzes von Ursachen liegt. Weder werden dessen eigene Auswirkungen berücksichtigt noch wird es als kleiner Teil in ein grösseres Gewebe von Ereignissen eingebettet. Nur diejenigen Teile des grösseren Netzes sind relevant, die sich auf diesen Kaufentscheid auswirken.

Man könnte vermuten, das diesem frühen Artikel implizite Modell – ein zu einem «Schluss» führender Ahnen-Plot – liege auch Lazarsfelds späteren Untersuchungen zum Wahlverhalten zugrunde.⁹ Wer jedoch «Voting» liest, wird erstaunt feststellen, dass die Autoren

⁷ Kornhauser und Lazarsfeld (1955), S. 398.

⁸ Abbott (2001), S. 144 u. 291.

⁹ Lazarsfeld war an zwei wichtige Wahlstudien beteiligt: Paul F. Lazarsfeld, Bernard Berelson und Hazel Gaudet, *The People's Choice: How the Voter Makes Up His Mind in a Presidential Campaign*, New York 1968 [Erstausgabe 1948] und: Bernard R. Berelson, Paul F. Lazarsfeld und William N. McPhee, *Voting: A Study of Opinion Formation in a Presidential Campaign*, Chicago 1954. Ich berücksichtige hier vor allem letztere, welche die vollständiger entwickelte von beiden ist.

das Ergebnis der von ihnen untersuchten Wahl fast nirgends erörtern – obwohl die Präsidentschaftswahl von 1948 nach allgemein übereinstimmender Meinung eine aussergewöhnliche war und geblieben ist.¹⁰ Diese Unaufmerksamkeit kommt gerafft in der berühmten sechzehnfachen Tabelle (SFT) zum Ausdruck, mit Hilfe derer die Autoren die Beziehung zwischen dem Gewicht von Klassenfragen und den Einstellungen gegenüber Truman zu entwirren versuchten. Die SFT ist im Wesentlichen eine Wechselmatrix für eine standardmässige Vierfach-Kreuztabellierung dieser zwei dichotomen Variablen; die vier Zellen der ursprünglichen Tabelle sind jeweils an zwei Zeitpunkten für alle Individuen gemessen, was Schätzungen zu Wechselwahrscheinlichkeiten von einem der vier Kombinationszustände zu allen andern ermöglicht. Lazarsfeld erwartete von solchen SFTs die Lösung des Kausalitäts-Rätsels. Was dem heutigen Leser an einer dieser SFT¹¹ jedoch besonders auffällt, ist, dass sie, als Übergangsmatrix einer regulären Markov-Kette betrachtet und zur Konvergenz gebracht, einen massiven Umschwung zugunsten Trumans voraussagt. Dieser ist aus den Randverteilungen vorher und nachher nicht ersichtlich, die beide für Truman einen positiven Anteil von 54 Prozent ausweisen – eine Stabilität, aus der die Autoren viel herausholen. Dagegen liegt der effektive Grenzwert bei 68 Prozent, was genau jenen Truman-Umschwung anzeigt, der sich in der Tat ereignete. Von daher wirkt die SFT auf einen heutigen Leser wie eine Geheimwaffe in der Wahlergebnis-Voraussage.

Was Lazarsfeld jedoch antreibt, ist nicht diese unverhoffte Folgerung bezüglich des Wahlausgangs, sondern die Hoffnung, eine Erörterung bestimmter Übergänge in dieser Matrix könne entscheiden, ob das Gewicht von Klassenfragen das Image Trumans bestimmte oder umgekehrt. So kümmert sich das Buch nicht um das «grosse Ergebnis», sondern richtet seine Aufmerksamkeit auf die lokalen Veränderungen, den Prozess. In der Tat ist das Hauptthema des Buchs, dass die anhaltende relative Stabilität der im Laufe der Untersuchungszeit gesammelten Wahldaten ein Gutteil an Zaudern und Wechseln verbirgt, und dass sich dieses Zaudern als in einem ziemlich kleinen Teil des Souveräns konzentriert herausstellt. Dies bedeutet umgekehrt klar, dass eine relativ kleine Wählergruppe durch die «kleinen» Ergebnisse ihrer Entscheidungsprozesse über das «grosse» Wahlergebnis entscheiden. Aber selbst mit dieser Wendung zu einer stärker «Ergebnis-bezoge-

¹⁰ Berelson, Lazarsfeld und McPhee (1954).

¹¹ Ebd., S. 265.

nen» Sicht auf die Wahl betonen die Schlussfolgerungen des Buchs die enorme Langzeit-Stabilität des Systems und argumentieren, dass die heutigen «langfristig überzeugten Wähler» auf beiden Seiten sich aus Kontroversen früherer Epochen herleiteten, weshalb «die Wahl eine Art «gleitender Durchschnitt» von Reaktionen auf die politische Vergangenheit» sei.¹² Es sind Millionen von kleineren Bewegungen, die kleinen Prozesse des Handelns, Wandels und Älterwerdens, die die Stabilität insgesamt produzieren. Gleichzeitig ist jedoch klar, dass Lazarsfeld an das Vorhandensein kausal dominanter Faktoren (z.B. das Gewicht von Klassenfragen) glaubte, die irgendwie eine wichtigere Rolle in diesen Prozessen spielten als andere Faktoren. Diese Kausalkräfte durchzogen gleichsam die wiederkehrenden, endlosen Prozesse, die ihn faszinierten. So gesehen trug ihn sein Desinteresse am Ergebnis in die selbe Richtung, in die andere Methodologen gingen (in Richtung Kausalität), aber einem durchaus andersgearteten ontologischen Pfad entlang.

Der Ansatz von Berelson und Lazarsfeld zur Analyse von Wahlen unterscheidet sich beträchtlich von jenem ihrer grossen Konkurrenten im Wahlstudien-Zirkus, der von Angus Campbell, Warren Miller und Philip Converse geführten Michigan-Gruppe am *Institute for Survey Research (ISR)*. In ihrem imposanten «*The American Voter*», worin detaillierte Vergleiche zwischen den Wahlen 1952 und 1956 angestellt wurden, propagierte die Campbell-Gruppe ein «Kausalitätstrichter»-Modell für Wahlen.¹³ Das Trichter-Modell sieht dabei dem Kaufmodell von Kornhauser und Lazarsfeld sehr ähnlich, anstelle des Kaufs steht einfach die Wahl.

Die Trichterform stellt ein logisches Produkt der gewählten explanatorischen Aufgabe dar. Die meisten komplexen Ereignisse im Trichter erscheinen als Resultat von vielfältigen vorhergehenden Ursachen. Jedes dieser Ereignisse ist seinerseits auch wieder für mehrfache Effekte verantwortlich, aber der Brennpunkt unseres Interesses verengt sich mit unserer Annäherung ans abhängige Verhalten. Zunehmend eliminieren wir jene Effekte, die nicht von weiterem Belang für den politischen Akt bleiben.¹⁴

Obwohl sie sich also «anderer Effekte» – der anderen Grosskinder der kausalen Grosseltern der Wahl – bewusst sind, schieben Campbell et al. diese als irrelevant explizit zur Seite. Die Wahl wird auch nicht ernsthaft als blosser Moment im anhaltenden politischen

¹² Ebd., S. 315 f.

¹³ Angus Campbell et al, *The American Voter*, Chicago 1980 [Erstausgabe 1960].

¹⁴ Ebd., S. 24.

Leben einer Nation berücksichtigt. Alles mündet in einen bestimmten Augenblick höchster Wichtigkeit, einen bestimmten Wahltag, ein finales Ergebnis.¹⁵

Darüber hinaus bettet sich das Trichter-Modell selbst nicht in den realen Gesellschaftsprozess ein, sondern quasi in eine «Kausalzeit». Denn trotz des Konzepts eines Trichters, der die Wähler in Richtung bestimmter Wahlentscheidungen kanalisiert, führte die Michigan-Gruppe nur eine Runde von Interviews vor der Wahl durch, während das Berelson-Lazarsfeld Team deren vier absolvierte. So wie es die Michigan-Schule konzipierte, gab es kein realzeitliches Fortschreiten der Individuen durch die verschiedenen Momente der Wahlkampagne bis zur Wahl, vielmehr wurde eine Kausalstruktur angenommen, die mit «grossen Hintergrundfaktoren» einsetzte, die die Bühne etablierten, auf der dann «kleinere Faktoren» geringfügige Anpassungen bewirkten.¹⁶

Die von der Michigan-Gruppe vertretene Vorstellung von Kausalität erscheint sehr vertraut, denn sie wurde in der US-amerikanischen quantitativen Forschung überhaupt ziemlich dominant. Sie konzentriert sich auf ein bestimmtes Ergebnis, in diesem Fall die Wahl. Sie reiht Ursachen der Nähe ihres Einflusses auf dieses Ergebnis nach auf und unterscheidet sie in der gesellschaftlichen Zeit ebenso wie im gesellschaftlichen Raum explizit nach Unmittelbaren und Entfernten. Das Muster, «demografische Wirkungen» – oder «Steuerungen», wie sie oft genannt werden – von den direkten Ursachen sowie von den «breiteren», konzeptuell relevanten aber kontextuellen Ursachen zu trennen, wurde während Generationen Standard in der US-Soziologie.

Der Gegensatz zwischen dem Ansatz Lazarsfelds und jenem des ISR unterstreicht Lazarsfelds Ambivalenz im Ergebnis-Problem. Auch wenn sein Schaffen manchmal in Richtung eines «Kausalitätstrichter»-Ansatzes tendierte, behielt er seine Faszination für Umschwünge und Prozesse um ihrer selbst willen bei – eine Faszination für das bloss

¹⁵ Im Gegensatz dazu hatte Lazarsfeld – wenigstens für die Zeit vor der Wahl – versucht, das ganze, sich realzeitlich vorwärtsbewegende Netzwerk der Phänomene zu berücksichtigen, statt nur einen bestimmten Trichter von Ursachen, die sich zu einem einzigen Ergebnis bündeln. Gemäss Lazarsfeld ist eine Wahl selbst nur eine Interims-Stichprobe innerhalb längerfristiger Stichproben. Der Michigan-Ansatz rechtfertigte sich natürlich mit dem Hinweis auf die Konsequenzen dieses Interims-Resultats, doch wurde das Trichter-Modell häufig ganz selbstverständlich auf Situationen übertragen, deren Konsequenzen keineswegs so gross waren.

¹⁶ Tatsächlich schreitet das Buch in der Kausalzeit rückwärts, von diesen unmittelbaren Faktoren zu jenen grösseren Hintergrundfaktoren. Es setzt ein mit «unmittelbaren psychologischen Einflüssen auf den Wahlakt» (Populärwahrnehmungen nationaler Politik, politische Meinungen zu den Kandidaten sowie individuelle Einschätzung zum politischen Engagement und zur Wirksamkeit), sucht dann «die Wurzeln dieser naheliegenden Einstellungen in einer von zwei Richtungen – entweder tiefer in vergangene Zeit schreitend oder vom politischen Kern des Trichters nach aussen». Campbell et al. (1980), S. 118. (Hier erörtern die Autoren die Wirkungen und Ursprünge von Parteitreue, die Effekte der Streitpunkte selbst und von Streitpunkt-Aggregation nach Parteien sowie die Konsequenzen von Wahlgesetzen und -systemen.) Schliesslich wendet sich das Buch den sozialen und ökonomischen Ursprüngen all der folgenden «eher allgemeinen» politischen Faktoren zu: Gruppenzugehörigkeit und ihre Wirkungen, Klasse und ihre Wirkungen, Effekte des sozioökonomischen Status, regionale und sektorale Wirkungen usw. Es wäre eine einfache und aufschlussreiche Übung, ein Narrativ zu kreieren, das die genannte kausalen Prioritätenordnung umstellte und die dauerhaften individuellen politischen Überzeugungen zu einem Hintergrund erklärte, der das Parteiverhalten prägte, welches dann politische Strukturen und so die Struktur von sozioökonomischem Status und Gruppenzugehörigkeit bestimmt. Es fehlt hier der Raum, eine ausführlichere Analyse zur Beziehung von Kausalität und Ergebnis vorzunehmen.

Fliessen von Variablen durch die Zeit. Viel stärker als die ISR-Gruppe betrachtete Lazarsfeld eine Wahl als eine Stichprobe innerhalb einer laufenden Sequenz von Stichproben, die das politische Leben der Nation darstellt – und selbst diese eine Stichprobe als von lang vergangenen Streitgegenständen und Fragen kontaminiert: «Die Leute gehen zur selben Abstimmung, aber nicht alle stimmen über das Selbe ab.»¹⁷ Gewiss sahen auch die Michiganer dieses Problem. In der Tat stellte «*The American Voter*» einen Versuch dar, die enge Einstellungsorientierte Konzeption von Wahlen zu überwinden, wie sie im ersten ISR-Bericht zur 1952er Wahl in Anschlag gebracht worden war.¹⁸ Das «Überwinden» wurde jedoch durch Berücksichtigung breiterer Kausalstrukturen geleistet, nicht durch einen Schritt in Richtung einer Analyse von Eigenschaftswechsels in Echtzeit.

Ich möchte mich nun mit «*Personal Influence*» einem dritten wichtigen Werk Lazarsfelds zuwenden.¹⁹ «*Personal Influence*» sind eigentlich zwei Bücher unter einem gemeinsamen Buchdeckel. Das erste ist ein Theoriebuch zur möglichen Struktur von persönlichem Einfluss, das auf der Auswertung bereits gemachter Forschung zur öffentlichen Meinung und verschiedener benachbarter und relevanter Felder basiert. Das zweite ist eine Untersuchung zur Struktur persönlichen Einflusses in vier Gegenstandsbereichen (Einkaufen, Filme, Mode und politische Angelegenheiten) anhand von achthundert Frauen aus Decatur in Illinois. Hier interessiert besonders dieses zweite Buch, denn es führt die Prozess-orientierte Argumentationsweise aus «*Voting*» weiter.

Vereinfacht gesagt gibt es überhaupt kein Ergebnis in «*Personal Influence*». Es gibt nichts Vergleichbares wie Wahlen: Welches Haushaltgerät gekauft, welcher Film geschaut, welche Frisur gewählt oder welche politische Meinung angenommen wurde, interessiert überhaupt nicht. Es geht einfach nur um dieses Fliessen von Einflüssen selbst – das Netzwerk selbst und nichts anderes. Katz und Lazarsfeld setzen ihren Ansatz recht expizit gegen die aufsteigende Michigan-Tradition in der Umfrageforschung: «Die Massenmedienforschung kann sich nicht länger mit zufälligen Stichproben von Antworten isolierter Individuen zufriedengeben. Die Befragten müssen, wenn sie ihre Meinungen, Entscheidungen oder Einstellungen festlegen und Massenbeeinflussungsversuche ablehnen oder annehmen, im Zusammenhang mit der Gruppe oder den Gruppen, denen sie ange-

17 Berelson, Lazarsfeld und McPhee (1954), S. 316.

18 Angus Campbell, G. Gurin und W. E. Miller, *The Voter Decides*, Chicago 1954.

19 Elihu Katz und Paul F. Lazarsfeld, *Persönlicher Einfluss und Meinungsbildung*, Wien 1962 [Amerik. Original: *Personal Influence. The Part Played by People in the Flow of Mass Communication*, 1955]. Lazarsfelds tatsächlicher Anteil an den verschiedenen genannten und ihm zugeschrieben Büchern bleibt ungeklärt. Obwohl er stets um Verdankungen besorgt war (ausser auf den Titelblättern), wurden beträchtliche Teile von *Voting* ursprünglich von John Dean und Edward Suchman geschrieben. Andere Teile begannen als Dissertation, und gemäss Berelson stammte ein erheblicher Anteil der Ideen im vierzehnten Kapitel von Edward Shils. Die Rohfassung von *Personal Influence* scheint ursprünglich in drei Abschnitten von je einem der drei Autoren David Gleicher, Peter Rossi und Leo Srole geschrieben worden sein. Vgl. dazu Katz und Lazarsfeld (1955), S. xiii. Angesichts dieser gemeinschaftlichen Produktionsweise zögert man, bestimmte Ideen Lazarsfeld direkt zuzuschreiben. Für meine Zwecke werde ich Lazarsfeld jedoch als den leitenden Genius hinter diesen diesem Projekt betrachten und ihm auf dieser Basis Ideen zuschreiben.

hören oder die sie (im Sinne haben) – die sie also zu beeinflussen vermögen – untersucht werden.»²⁰

So konzentriert sich das Buch auf das Fliessen selbst. Aus heutiger Sicht gibt ihm dies natürlich eine übertrieben gleichgewichtsorientierte Prägung, die davon ausgeht, dass es eine Struktur gibt, durch die die Einflüsse fliessen, und von der nicht erwartet wird, dass sie in irgendeiner Weise rekursiv wird – sei es selbstaktivierend, wie es Netzwerke in der Literatur über soziale Bewegungen zu tun pflegen, sei es selbsterhaltend, wie sie in Darstellungen zu Überkreuzverflechtungen wären. In «*Personal Influence*» zeitigen Netzwerke keine bestimmten Ergebnisse. Sie sind einfach da – das Medium, durch welches das soziale Leben fliesst. In gewisser Weise treibt «*Personal Influence*» damit die in «*Voting*» implizierte Ergebnis-Konzeption in ihr eigentliches Extrem. Gesellschaft wird als mehr oder weniger stationärer Prozess betrachtet. Die vielfältigen nichtfolgerichtigen Ergebnisse, wie sie im Sammelband «*The Language of Social Research*» diskutiert wurden, werden fallengelassen. Es gibt kein Grossnarrativ, keinen lächelnden Harry Truman, der die «*Chicago Daily Tribune*» hochhält, die noch auf die Schlagzeile «Dewey schlägt Truman» setzte. Vielmehr verbleibt das Buch fast vollständig im Deskriptiven. Es gibt einige wenige kausale Argumentationen, aber im Wesentlichen ist «*Personal Influence*» – wie das Gros der Marktforschung seither – vorwiegend eine beschreibende Übung.

Wie ich darzulegen versucht habe, zeigt sich in einem Grossteil von Lazarsfelds Schaffen eine Neigung, Schlussergebnisse zu ignorieren oder als wenig wichtig zu behandeln. Lazarsfeld sah Ergebnis einmal in diese Richtung wogen, dann in jene – ein endloses Um-eine-Grösse-Kreisen, das nie ein entschiedenes Resultat erreichte. Die Analyse in «*The American Voter*» kennt dagegen klare Ergebnisse – und entspricht damit einem Analysetypus, der paradigmatisch für die moderne Soziologie wurde.²¹

Diskontierung und Entscheidung

Bei allen Unterschieden studiert die Soziologie ihrer modalen Tradition nach Schlusspunkt-Ergebnisse, die Resultate eines untersuchten Prozesses an seinem Ende. Eine andere wichtige Eigenschaft dieser Ergebnis-Perspektive lässt sich im Vergleich mit Ergebnis-Konzeptionen in der Ökonomie aufweisen. Ökonomen (besonders Mikroökonomien)

20 Katz und Lazarsfeld (1962), S. 154.

21 [Anm. D. Übers.:] Im Originaltext folgt hier eine Betrachtung von Beispielen zu Ergebnis-Konzeptionen in jüngeren und jüngsten soziologischen Arbeiten.

erörtern auch Wertentwicklungskurven vom einem einzigen Punkt in der Zeit aus. Für sie ist dies aber nicht der Moment des Schlussergebnisses, sondern jener der Entscheidung. Und anders als Ergebnisse betreffen Entscheidungen nicht die Vergangenheit, sondern die Zukunft; Ökonomen schauen voraus auf potentielle Belohnungen, nicht zurück auf gesunkene Kosten. Sie verwenden die Diskontierung um unsichere künftige Resultate zurück in die Gegenwart zu ziehen, wo Entscheidungen getroffen werden. Dies ist notabene genau die Umkehrung des soziologischen Ahnen-Plots, der zurückschaut auf die in ein Endresultat trichternden Ursachen. Ökonomen richten ihr Augenmerk nicht auf das Ende eines Zeitabschnitts, sondern auf dessen Anfang: sie untersuchen nicht die Herkunft eines Ergebnisses, sondern die Nachkommen einer Entscheidung.

Ökonomen vollbringen dieses Kunststück des Vorausschauens durch Diskontierung potentieller künftiger Ergebnisse und ihrer Gewichtung nach Wahrscheinlichkeit. Das Konzept des Diskontierens beruht auf der Auffassung, dass es bei unveränderten Randbedingungen besser ist, einen bestimmten Betrag jetzt zu haben als irgendwann in der Zukunft. Vornehmlich zwei philosophische Begründungen existieren für diese Annahme. Die eine ist, dass jetzt zur Verfügung stehendes Geld gewinnbringend investiert werden kann in der Zeit zwischen jetzt und diesem künftigen Zeitpunkt. Obwohl dies eine Rechtfertigung dafür ist, jetzt den Wert von Ressourcen in der Zukunft zu diskontieren, beurteilt es tatsächlich den Wert einer Investitionskurve auf der Grundlage ihres künftigen Ergebnisses; das Motiv, jetzt investieren zu wollen, zielt darauf, später finanziell besser dazustehen. Insofern dreht sich auch die Diskontierung um ein Schlusspunkt-Ergebnis. Diese investitionsbezogene Rechtfertigung für die Diskontierung birgt ganz selbstverständlich den Standpunkt, dass wir – des impliziten Zusammenhangs zwischen Diskontierung und Investition mit kontinuierlich akkumulierendem Zinseszins wegen – für das Diskontieren eine negativ exponentielle Funktion benutzen sollten.

Im Gegensatz dazu ist die zweite wichtige Rechtfertigung für Diskontierung just die, dass Unsicherheiten zwischen der Gegenwart und irgendeinem künftigen Moment den Nutzen künftiger Belohnungen schmälern möchten. Unser Geschmack könnte ändern, wir könnten die Gesundheit oder gar das Leben verlieren, Dutzende von Eventualitäten könnten dazwischenkommen, bevor eine künftige Belohnung

genossen werden kann. Folglich ist diese künftige Belohnung weniger wertvoll für uns in der Gegenwart als eine bestimmte Belohnung äquivalenten Werts, die wir auf der Stelle genießen können. Notabene wird in beiden diesen wichtigen Begründungsarten für die Diskontierung angenommen, dass es sich beim Entscheidungsträger um ein endliches Individuum und weniger um eine Sozialstruktur mit zeitlicher Dauer von vielen menschlichen Lebensspannen handelt. Soziale und individuelle Ergebnisse lassen sich vollständig voneinander abkoppeln.

Beide Begründungen für die Diskontierung sind in Tat und Wahrheit eher empirisch als philosophisch. Dass gegenwärtige Ressourcen investiert werden können um künftige Profite abzuwerfen (innert einer gewissen begrenzten Zeitspanne) ist eine empirische Tatsache, die für die meisten modernen Ökonomien meistens gilt, obwohl dies natürlich für lange Zeiträume in der Geschichte und für weite Teile vieler Gesellschaften nicht zutrifft. Ebenso entspricht es einer durch unzählige psychologische Experimente etablierten, überwältigenden empirischen Tatsache unserer Zeit, dass zufällig ausgesuchte Menschen eine Belohnung jetzt einer späteren vorziehen. Trotzdem sind beide dieser empirischen Rechtfertigungen problematisch. Im ersten Fall versagt die übliche negativ exponentielle Diskontierung als Rechtfertigung, weil sie kontinuierliche Reinvestition der Einkünfte voraussetzt, was in der Praxis und prinzipiell oft unmöglich ist. Noch etwas problematischer sind die schwerwiegenden psychologischen Befunde, wonach das negativ exponentielle Modell menschliche Zeitpräferenzen ziemlich schlecht voraussagen kann. Statt exponentiell sind individuelle Zeitpräferenzen gewöhnlich hyperbolisch, mit in naher Zukunft schneller als exponentiell abnehmendem Nutzen und langsamerem Wertverlust später. Wohl kann die Exponentialkurve als Grenzform eines generellen Typs von Hyperbel begründet werden,²² aber selbst dann bleiben substantielle Irregularitäten in zwischenzeitlicher Wahl unerklärt.²³

Bezüglich Ergebnis lässt sich der Diskontierungs-Ansatz schön in der Analyse zur Kosteneffizienz von Gesundheitsergebnissen [health outcomes] zeigen, wie sie kürzlich in einer umfassenden Studie von Gold et al. standardisiert wurde.²⁴ Verwurzelt in der Entscheidungstheorie, wie sie in den 1960er Jahren an den Business-Schools gepflegt wurde,²⁵ begann diese Literatur mit Anwendungen auf klinische Ent-

22 G. Loewenstein and D. Prelec, «Anomalies in Intertemporal Choice», in: G. Loewenstein and J. Elster (Hg.), *Choices over Time*, New York 1992, S. 119–145.

23 Auf die berühmte Prospect Theory von Kahnemann und Tversky zurückgehend, sind Quellen für diesem Bereich Legion. Daniel Kahnemann and Amos Tversky, «Prospect Theory», in: *Econometrica* 47 (1979), S. 263–291. Zur Zeit wohl am griffigsten hat sich Ainslie über die hyperbolische Diskontierung geäußert. George Ainslie, *Breakdown of Will*, Cambridge 2001. Ökonomen haben sich mit einer Vielzahl von interessanten Ergebnis-Problemen befasst – etwa damit, wie gegenwärtige Konsumentscheide den Akteur zu einer anderen Person machen, wenn er später die gewählten Nutzwerte genießt, und was passiert, wenn Akteure nicht mehr da sind, um die gewählten künftigen (sozialen) Nutzwerte oder Nachteile zu genießen. Einige Ökonomen haben sich der Frage Lazarsfelds zugewandt, wie die ganze Sequenz der Konsumtion zu konzipieren wäre. Wenig erstaunlich zeigt ihre bevorzugte Sequenz einen graduellen Anstieg. G. Loewenstein and D. Prelec, «Negative Time Preference», in: *American Economic Review* 81 (1991), S. 347–352; dies. (1992) [wie Anm. 22]

24 Marthe R. Gold et al., *Cost-effectiveness in Health and Medicine*, New York 1996.

25 Siehe u.a. Howard Raiffa, *Decision Analysis: Introductory Lectures on Choice under Uncertainty*, Reading 1968.

scheidungsfindung²⁶ und schritt später voran zur Allokation knapper medizinischer Ressourcen. Mitte der 70er Jahre hatte man sich auf das Konzept der qualitäts-bereinigten Lebensjahre [«quality-adjusted life years» – normalerweise als QALYS abgekürzt] geeinigt. QALYS beruhen auf einem formalen Schätzverfahren, das mit Bewertungen der gesundheitsbezogenen Lebensqualität [«health-related quality of life» HRQL] für unterschiedliche Krankheitszustände einsetzt.²⁷ Die passende HQRL wird dann für jedes Jahr einer gegebenen Krankheits- bzw. Behandlungskurve in Anschlag gebracht und die Gesamt-QALYS über die Kurve berechnet. Gemäss Standard-Entscheidungsanalyse bilden die verschiedenen möglichen Kurven einen sequentiellen Baum von Entscheidungen, Ereignissen und Kontingenzen (jeweils mit zugehöriger Wahrscheinlichkeit) mit QALYS als letzte Blätter an den Zweigen angehängt. Kosteneffizienz-Analyse besteht aus einer jeden Zweig entlangführenden Rückkalkulation von den QALY-Blättern bis zum ursprünglichen Stamm, wobei die QALYS, bei gegebenen sequentiellen Wahrscheinlichkeiten der zu ihnen führenden Möglichkeiten, ihrer Wahrscheinlichkeit nach gewichtet werden. Entscheidung kommt dann zustande durch Teilung der Mehrkosten eines Eingriffs (allgemeiner ein Zweig oder eine Kurve) respektive eines anderen (oder keines Eingriffs) durch die aus diesem Eingriff (Zweig oder Kurve) erwachsenden zusätzlichen QALYS.

Anfänglich sprach sich die Gesundheitsentscheidungsliteratur lediglich für die Diskontierung von Kosten aus. Gegenüber einer Diskontierung von Nutzen bestanden Zweifel, weil es beunruhigend schien, «anzunehmen, künftige Lebensjahre seien in einem völlig utilitaristischen Sinn weniger wertvoll als heutige Lebensjahre».²⁸ Letzten Endes drängte sich die Diskontierung von künftigen Nutzen rein auf Grund der Bemessung auf, denn Dollars stellten das Mittel zur Messung in der Kosteneffizienzanalyse dar, und man sah sich gezwungen, alles, was in Dollar bemessen wurde, zu diskontieren, denn Dollars selbst werden diskontiert. Heute besteht Einigkeit in der Literatur, dass sowohl Nutzen wie Kosten diskontiert werden sollen. Das wird für beide im selben Verhältnis gemacht, welches heute normalerweise bei 3 Prozent in US-Untersuchungen und bei 5 Prozent anderswo liegt. Ein QALY heute ist mehr wert als ein QALY in zehn Jahren.²⁹

26 L. B. Lusted, *Introduction to Medical Decisionmaking*, Springfield 1968; Milton L. Weinstein and H.V. Feinberg, *Clinical Decision Analysis*, Philadelphia 1980.

27 Es gab eine riesige philosophische Debatte darüber, wie dies richtig zu bewerkstelligen sei. Dazu R. Fitzpatrick, «Alternative Approaches to the Assessment of Health-Related Quality of Life», in: A. Offer (Hg.), *In Pursuit of the Quality of Life*, Oxford 1996, S. 140–162; Erik Nord, *Cost-Value Analysis in Health Care: Making Sense out of QALYS*, Cambridge 1999, Kap. 2.

28 Weinstein and Feinberg (1980), S. 254.

29 Zu den Prozentraten siehe P. Muennig, *Designing and Conducting Cost-Effectiveness Analysis in Medicine and Health Care*, San Francisco 2002. Ein Diskontsatz von 3 % ergibt einen Netto-Gegenwartswert von ca. 75 % auf zehn Jahre und von ca. 54 % auf zwanzig. Bei einem Diskont von 5 % ergeben sich 61 % auf zehn und 37 % auf zwanzig Jahre. Offensichtlich bekräftigen solche Diskontraten, dass die Regierungen nicht gewillt sind, viel in Langzeitprävention von chronischen Leiden mit spätem Ausbruch zu investieren – eine Tatsache, die zu einer intensiven politischen Debatte über Fairness geführt hat. Vgl. dazu A. Tsuchiya, «QALYS and Ageism», in: *Health Economics* 9 (2000), S. 57–68. QALYS sind auch für einfache Ungleichheitsmessungen eingesetzt worden. Vgl. U.-G. Gerdtham and M. Johannesson, «Income-related Inequality in Life-Years and Quality-adjusted Life-Years», in: *Journal of Health Economics* 19 (2000), S. 1007–1026. Ein weiterer wichtiger Bereich in der Litera-

Die ökonomische Sicht auf zeitliche Kurven weicht also beträchtlich ab von der soziologischen. Die vorherrschende Sicht in der Soziologie richtet sich auf finale Ergebnisse, den Stand der Kurve an ihrem Ende (in ökonomischen Begriffen formuliert: auf die Nutzen-Achse am Ende der Dauer). Aber Ökonomen kümmern sich nicht gross um langfristige Resultate – reduziert wie sie durch die Diskontierung geworden sind. Der ökonomische Ansatz sieht Kurven, die aus der Gegenwart vorwärts zielen. Die Wirtschaftswissenschaft lebt im Jetzt.³⁰

Zu beachten ist, dass das Jetzt mit der Zeit wandert, in einer Weise, wie es das Letztergebnis nicht tun. Das Jetzt wird stetig später im Laufe der Zeit. Ein finales Ergebnis kann sich nicht so stetig bewegen; es staut sich gegen das ultimative Ergebnis von Verfall und Tod. Die ökonomische Art, über Kurven nachzudenken bringt daher nicht nur ein Denken eher über Anfänge als über Enden mit sich. Sie bedeutet auch in einer grundsätzlicher dynamischen Weise über Kurven nachzudenken.

Dieser Dynamismus schliesst einen philosophischen Unterschied im Temporalitätsbegriff ein. In einem berühmten und umstrittenen Artikel erklärte J. M. E. McTaggart 1908, es gebe zwei grundsätzlich verschiedene Weisen, Zeit zu konzipieren.³¹ Er nannte diese die A-Reihe und die B-Reihe. Die A-Reihe umfasst ein Denken über Zeit mittels der Kategorien vergangen, gegenwärtig und künftig – sie entspricht einem Denken in Tempora. Die B-Serie beschreibt einen Begriff von Zeit als transitive Ordnungsbeziehung, bestimmt von den Konzepten «früher als» und «später als» – dies wäre ein auf Zeitpunkte bezogenes Denken. Wir könnten also beispielsweise sagen, McTaggart habe seinen Artikel vor neunundneunzig Jahren geschrieben, oder, McTaggart habe ihn 1908 geschrieben. Die erste Aussage ist indexikalisch; wir wissen nicht, was sie bedeutet oder ob sie wahr ist, bevor wir wissen, wann sie geäußert wurde. Die zweite Aussage dagegen stimmt so oder so.³²

tur zur Diskontierung ist jener zum Einkommen über die Lebenszeitspanne. Hier scheinen frühe Kontroversen zur Diskontierung ebenfalls in spätere Konventionen gemündet zu haben. Der klassische Artikel von J. Creedy, «The Distribution of Lifetime Earnings», in: *Oxford Economic Papers* 29 (1977), S. 412–429, zeigt auf, dass die Schwankung in den Einkommensprofilen im Laufe des Lebens bedeutet, dass unterschiedliche Diskontierungsraten unterschiedliche berufliche Rangordnungen bezüglich Einkommen über die Lebensspanne erzeugen können. Jüngere Literatur bringt dennoch die Standarddiskontierung in Anschlag.

30 Für eine unverblühte Exposition zur «Jetzttheit» der Ökonomen siehe die ersten Kapitel von George L. Shackle, *Decision, Order, and Time in Human Affairs*, Cambridge 1961. Zur soziologischen Ergebnis-Konzeption wäre anzumerken, dass sie implizit wie die christliche funktioniert. Das soziologische Lebensziel, oder wenigstens das Ziel, welches impliziert wird in Büchern wie L. I. Waite and M. Callagher, *The Case for Marriage*, New York 2000, ist, gut auszugehen. Dies ist analog zum christlichen Ziel, gut auszugehen: Rechtschaffen gelebt zu haben und mit der Bereitschaft zu sterben, vor ein letztes Gericht zu treten, welches ein ganze Leben evaluiert um dann eine Seele zu ihrem ewigen konstanten Ergebnis zu verschicken. Eigentlich ist dies die protestantische Sicht (jedenfalls in der Wahrnehmung vieler Gläubigen; wie Max Weber und andere bemerkt haben, anerkennt die wenigste protestantische Theologie ein quantitatives letztes Urteil). Der Katholizismus dagegen fokussiert auf das Sterben in einem «Zustand der Gnade»; wie die Mikroökonom konzentriert er sich auf das Jetzt, in diesem Fall auf das Jetzt des Todes. Ich verdanke diese Hinweise Colm O'Muircheartaigh.

31 John McTaggart Ellis McTaggart, «Die Irrealität der Zeit», in: Walther Ch. Zimmerli und Mike Sandbothe (Hg.), *Klassiker der modernen Zeitphilosophie*, Darmstadt 1993 [Engl. Orig.: «The Unreality of Time», in: *Mind* 17 (1908), S. 457–474], S. 67–86.

32 McTaggarts Artikel prägte die Problemstellung der angelsächsischen Zeitphilosophie für das gesamte 20. Jahrhundert. Die kontinentale Tradition ignorierte ihn und bevorzugte die phänomeno-

Die beiden Serien sind nicht logisch verbunden; sie lassen sich lediglich empirisch angleichen – durch Aussagen der Form «2007 ist jetzt». Aber davon ausgehend, dass sie logisch verschieden sind, stellt es sich als recht schwierig heraus, eine kohärente Zeitphilosophie zu formulieren, weshalb McTaggart dazu kam, die Irrealität der Zeit selbst zu behaupten.³³ Diese philosophische Beunruhigung interessiert hier jedoch weniger als McTaggarts ursprüngliche Unterscheidung. Vielleicht könnten Unterschiede zwischen den verschiedenen sozialwissenschaftlichen Paradigmen, Kurven zu würdigen (d.h. Paradigmen für «Ergebnis» im weiten Sinn) in der Art von McTaggarts unterschiedlichen Zeitlichkeits-Konzeptionen aufgefasst werden: die eine Konzeption ist in Tempora formuliert und betont den Übergang von Ereignissen aus der Zukunft in die Gegenwart in die Vergangenheit, die andere ist einfach relativ und betont die bloße Dauer.

Offensichtlich ist die Mikroökonomik eine völliges A-Serie-Unterfangen. Es betrifft das Jetzt, einen temporal formulierten Moment, in welchem die Zukunft zu erraten aber unsicher und die Vergangenheit bekannt aber unwichtig ist. Der besondere Moment des Jetzt ist wichtig, weil wir in der Gegenwart leben. Nichtsdestotrotz wird das Gegenwärtige immer zum Vergangenen, und in der Tat war dies die Basis aufgrund der McTaggart die A-Serie als inkohärent befand. Sie schrieb Ereignissen eine Eigenschaft zu, die wechselt, obwohl sich die Ereignisse selbst nicht verändern.³⁴

Dagegen ist gängige Ergebnis-Soziologie mehr oder weniger ein B-Serie-Unterfangen. Ein Grund, weshalb das soziologische Ergebnis kritisch erscheint, stellt die Tatsache dar, dass die meisten Ergebnisse, die wir untersuchen, gar keine wirklichen Abschlüsse sind, sondern willkürliche Enden, die aus irgendeinem kaum selbstverständlichen Grund ausgewählt wurden. Jedenfalls hat Ergebnis-Soziologie einen starken B-Serie-Charakter. Sie stellt sich eine Zeitachse vor, auf der sie ein Untersuchungsfenster entlang schiebt, um ein Segment zur Analyse herauszuschneiden. Anfänge und Enden sind dabei weitgehend willkürlich und unterschiedliche Zeitsegmente erstaunlich vergleichbar. Ist das Untersuchungszeitfenster einmal auf

logischen Ansätze Husserls und Heideggers, die ich hier ignoriert habe. McTaggarts Argumentation wurde fast wörtlich vom englischen Wirtschaftswissenschafts-Häretiker G. L. S. Shackle wiederaufgenommen, der McTaggart nicht gekannt zu haben scheint. «Von dieser ausgedehnten Zeit, wie sie ein aussenstehender, extemporaler Betrachter sieht [i.e. die B-Serie], muss jene Zeit unterschieden werden, in welcher Dinge einem intratemporalen Beobachter – einem lebenden Menschen in seinem Lebensvollzug – zustossen und von diesem in ihrer Aktualität wahrgenommen werden.» George L. S. Shackle, *Decision, Order, and Time in Human Affairs*, Cambridge 1961. Diese Unterscheidung ist auch verwandt mit Bergsons Zeit als Dauer (A-Serie, nach Bergson legitim) versus Zeit als Ausdehnung (B-Serie, nach Bergson illegitim).

³³ Die Details dieser Argumentation brauchen uns hier nicht zu kümmern. Im Wesentlichen zeigt McTaggart, nachdem er die beiden Serien einmal voneinander unterschieden hat, dass die B-Serie keinen Zeit-Begriff darstellen kann, weil sie keine zeitliche Richtung angibt, während die A-Serie uns darin verwickelt, einer einzelnen Tatsache eine Eigenschaft (Künftigkeit, Gegenwärtigkeit, Vergangenheit) zuzuschreiben, die in einer regelhaften Weise, die wir nicht spezifizieren können ohne anzunehmen, dass die Zeit existiert. Für eine detaillierte neuere Darstellung von McTaggarts Position und ihren Folgen siehe D. H. Mellor, *Real Time*, Cambridge 1981.

³⁴ Wie McTaggart ausführt, war der Tod von Queen Ann der Tod von Queen Ann am Beginn aller Zeiten und wird es auch an ihrem Ende sein; seine Künftigkeit hat einfach in seine Vergangenheit gewechselt. McTaggart (1993), S. 70 f.

einem bestimmten Platz eingerastet, wird implizit ein eindrückliches narratives Gebäude auf den gewählten Abschnitt gebaut, was dem finalen Ergebnis seine erstaunliche rhetorische Kraft gibt. Schon durch die feste Abgrenzung einer bestimmten Untersuchungszeitdauer wird der Anfang dieser Dauer zu einem «wirklichen» Anfang und ihr Ende zu einem «wirklichen» Schluss usw.³⁵

Lazarsfelds Faszination für Prozesse lässt sich nicht einfach zwischen den McTaggart-Serien verorten. Einerseits strebten die Prozess-orientierten Arbeiten Lazarsfelds B-Serien-mässig danach, ein ausgedehnteres Zeitintervall zu betrachten und nicht ein bestimmtes Jetzt zu privilegieren. Andererseits suchten sie in B-Serien-Manier die «Offenheit» eines jeden Moments innerhalb dieses ausgedehnten Intervalls zu erhalten – pochten auf die Kontingenz des Moments. Lazarsfeld versuchte McTaggarts Paradox zu lösen. Vielleicht ist dies die Aufgabe, der wir gegenüberstehen, wenn wir einen neuen soziologischen Begriff von Ergebnis entwickeln möchten.³⁶

Schluss

Die grosse Mehrheit soziologischer Untersuchungen zielt auf eine Abwägung von «Ursachen» dafür, «was passiert», obwohl wir Soziologinnen und Soziologen gewöhnlich einen reflexiven Begriff davon missen lassen, wie das zu würdigen wäre, was passiert. Darüber hinaus versuchen wir oft, herauszufinden, ob das, was einer bestimmten Art von Person passiert, besser ist als das, was einer anderen Art von Person passiert. Jedes Mal aber, wenn wir uns einer bestimmten Art, diese Resultate zu vergegenwärtigen, hingeben, fallen wir dadurch, dass wir entscheiden, wie wir Ergebnis überhaupt definieren, zutiefst wertgeladene Entscheidungen darüber, welches Ergebnis besser ist. Es ist dies eine weitere Weise, in der eine wertfreie Soziologie unmöglich ist. Nur das Vorhandensein breit akzeptierter und ziemlich unreflektierter Konventionen über die Weisen, Ergebnis zu konzipieren, schützt uns vor dieser Tatsache.

³⁵ Der für einen Grossteil soziologischer Arbeiten charakteristische Ergebnis-Begriff bezieht seine Struktur von den literarischen, narrativen Konventionen. Vgl. dazu Andrew Abbott, *Time Matters*, Chicago 2001, Kap. 2 u. 6. So lesen wir bei Aristoteles: «Ein Ganzes ist, was Anfang, Mitte und Ende hat. Ein Anfang ist, was selbst nicht mit Notwendigkeit auf etwas anderes folgt, nach dem jedoch natürlicherweise etwas anderes eintritt oder entsteht. Ein Ende ist umgekehrt, was selbst natürlicherweise auf etwas anderes folgt, und zwar notwendigerweise oder in der Regel, während nach ihm nichts anderes mehr eintritt. Eine Mitte ist, was sowohl selbst auf etwas anderes folgt als auch etwas anderes nach sich zieht. Demzufolge dürfen Handlungen, wenn sie gut zusammengefügt sein sollen, nicht an beliebiger Stelle einsetzen noch an beliebiger Stelle enden, sondern sie müssen sich an die genannten Grundsätze halten.» Aristoteles, *Poetik*, 1450b, 26–33. [Übers. M. Fuhrmann]. Ausserdem sagt Aristoteles vorher: «[Im Narrativ ist] das Ziel aber [...] das Wichtigste von allem» (1450a, 23) und «[Das Narrativ ist] die Nachahmung einer in sich geschlossenen und ganzen Handlung» (1450b, 23–24). Diese Passagen identifizieren das Narrativ-Konzept mit dem Konzept des finalen Ergebnisses. In der Lazarsfeld'schen Prozess-Position gibt es konträr zu Aristoteles kein Ende, nach dem «nichts anderes mehr eintritt», ausser den Tod. Notabene gibt es kaum ein Gebiet soziologischer Methodologie, das auf Anfängen fussten würde. Zeit-Serien im ARIMA (AutoRegressive Integrated Moving Average)-Format lassen sich als von Mitten handelnd betrachten und das Standard-Regressions-Modell als auf Enden konzentrierter Ahnen-Plot. Aber es gibt erstaunlich wenig Überlegungen zu Anfängen, obwohl die Mathematisierungen, die wir Ereignisgeschichtsanalyse nennen ihren Anfang als «waiting-time-till-failure models» in hauptsächlich anfangsgerichteten Untersuchungen zur Industriehaftpflicht nahmen.

³⁶ [Anm. d. Übers.:] Hier schliesst im Originaltext eine längere Erörterung über existierende und mögliche Ergebnis-Konzeptionen, wie sie sich je nach Fragestellung anbieten, an.

Es mag also durchaus sinnvoll erscheinen, dass Forschung zur Frage, ob die Ehe etwas Gutes ist, nach Massstäben erfolgt, die zur Geltung bringen, wie Menschen nach einer Weile in Ehe gegenüber nicht Verheirateten geworden sind: länger lebend, zufriedener mit dem Leben, den Freunden, den Kindern usw. Ein solcher Fokus drängt uns jedoch unmerklich aber unerbittlich zur Behauptung, das ideale Ziel erotischer und familiärer Verhältnisse sei es, mit 60 einigermaßen gesund, mit abbezahlten Hypotheken und glücklichen Kindern, die auf die richtige Universität gingen, dazustehen – mit der angenehmen Aussicht auf lebensstatistisch versprochene 21,4 Jahre mit Golf und Merlot. Warum aber sollte man nicht aus dem Vollen schöpfen und dann mit 45 Jahren abtreten? Eine kleine Kalkulation zeigt, dass Fausts Diskontierungsrate – die Rate zu der jetzt beginnende Glückseligkeit von vierundzwanzig Jahren gleich viel wert ist wie ewige Glückseligkeit mit Beginn in vierundzwanzig Jahren – liegt bei winzigen 2,89 % und damit tiefer als die drei Prozent, die in Gesundheitsevaluationsstudien in den USA gewöhnlich eingesetzt werden. Dafür, dass Faust auf vierundzwanzig Jahre vor der Verdammnis insistiert, erscheint er als umsichtiger Konservativer! Europäische Gesundheitsdiskontierung hätte lediglich vierzehn akzeptiert.

Das Ergebnis-Problem stellt nicht nur einfach eine methodologische Schwierigkeit mehr dar. Die meisten soziologischen Ergebnis-Konzeptionen drängen unseren Daten eine durch und durch bürgerliche Sicht auf; nichts daran ist objektiv. Es ist eine Konzeptionalisierung, die auf Anstand, Umsichtigkeit, Normalität und ein bestimmtes, stark geregeltes Hoffen baut. Sie wertet intensives Erleben ab und überbewertet Vorsicht. Es ist eine Konzeption, die zur zukünftigen Kalkulation zwingt und Gedächtnis vernachlässigt. Sie lässt uns nichts zu bedauern und – allzu wahrscheinlich – nichts zu erinnern.

Das die Soziologie der letzten Jahrzehnte dominierende Ergebnis-basierte Paradigma, erscheint mir – um zum Eingangsbeispiel aus «Saturday Night Fever» zurückzukehren – ein bisschen Fusco-artig. Es lässt uns im Baumarkt stehen, pflichtbewusst Farbtöpfe in die Regale füllen, in unseren jeweils zugewiesenen Rollen, wie farblose Analytiker mittleren Alters. Lazarsfeld dagegen, realisierte wie Tony Manero, dass die Essenz des Lebens weniger darin lag, wo man endete, als in einem «Commitment», dahin zu gelangen. Wer sich an den Anfang von «Saturday Night Fever» erinnert, weiss vielleicht noch, dass er aus aus

einer fünfminütigen Grossaufnahme von John Travoltas Füssen besteht, die in hochhackigen Stiefeln aus rotem Krokodil-Imitat stecken und in heroischer Verkürzung geradewegs auf die Kamera zugehen: Fünf Minuten Gehen, fünf Minuten temporalisierter Prozess, vergangen, gegenwärtig und künftig. Wir machen uns keinerlei Gedanken zum Schlusspunkt-Ergebnis: Dass Tony mit dem Farbtopf im Baumarkt ankommt. Wir wollen ihn dahin gehen sehen: wie er seine Pizza zum Mitnehmen kauft, wie er sich umdreht, um den schönen Mädchen, die an ihm vorbeiwogen, nachzulaufen, wie er der Hochbahn über ihm zuhört. Dieser ganze Gang ist das Ergebnis, und diesen Gang zu verstehen, ist für uns Soziologinnen und Soziologen eine Angelegenheit von höchster Wichtigkeit – eine Angelegenheit, von der auch die Musik handelt, zu der Travolta geht: «Staying Alive».

Andrew Abbott ist Professor für Soziologie an der University of Chicago, publizierte insbesondere zu Professionen und Disziplinen und befasst sich seit längerem auch mit Temporalität. Gegenwärtig arbeitet er an einem Buch zu Zeit und Sozialstruktur. Buchhinweis: *Time Matters. On Theory and Method*, Chicago: University of Chicago Press, 2001.

IRR ÜBER Ø TOD FORSCHUNG PROGRAMM FEST JUNG HYPOTHESE ALLE
 * REIN ALS SCHLACHT BEDEUTUNG THEORIE BAR FALSCH GANG KÜHN
] ÜBERZEUGEND SINNE FOLGERN AN UNGEORDNET LAND ZUNEHMEN
 VERKNÜPFT NUN GLAUBE STATISTISCH SYMMETRISCH UNORDNUNG
 HÄUFIG JE WENIG WEICH ZUKUNFT GAR EINWAND BETRACHTE FÜHRT
 ZUNÄCHST GENAU WIDER BEWUSSTSEIN DENEN RICHTUNG TIER
 FLUKTUATION GEBIETE SELTEN NEHMEN NENNEN WEICHEN WELTEN
 DIMENSIONEN EINZEL SUKZESS GELTEN GESETZ PFEIL SCHNITT
 HIRN MITTELPUNKT SCHLAGEN OHNE WINZIG SIEHE FOLGENDE WITZ
 BENENNUNG RAUB MACHT FINDEN WACHSTUM SELBER WIDERSPRUCH
 VERSUCH ≥ 10 STELLT BEHAUPTETE HEISST KOLLISIONEN HÄLFTE BEHÄLTER
 ANDERES INTERPRETATION VERTEIDIGEN SYSTEME KONSTRUKTIVITÄT
 AUSSPRECHEN PRAKTISCH FOLGLICH GÜLTIG VERGEBLICH TROTZDEM
 MEINER 382 SEITE SINCE OF DAMIT SICHTBAR JEGLICHE BRINGEN
 DEPRESSION AD WAR SUBJEKTIV BLIND GESCHICHTE
 > Archäologie der Zukunft – I. Technowissenschaftliche Utopien und Katastrophen-
 szenarien: mediale Visionen in Geschichte und Gegenwart
 WS 2004/05, Donnerstag 16-18, Semper-Sternwarte, Schmelzbergstr. 25

Datum	Themen	Texte	Themen-Referate	Namen
1 24.09.	Einführung I: Technowissenschaftliche Visionen und ihre Medien			
2 24.09.	Einführung II: Utopien und Dystopien			
3 4.10.	Einführung III: Zur Medialität technowissenschaftlicher Visionen und Kinestrophenszenarien			
4 11.10.	Genom und Genetik I > Genoteknik / Replikation			
5 18.10.	Genom und Genetik II > Andrologie			
6 25.10.	Körper und Kleinstkörper > Medizin / Nanotechnologie			
7 1.11.	Weltraum / Extraterrestrisches Leben			
8 8.11.	Zeitreise			
9 15.11.	Grossstadt & Planung			
1 22.11.	Communication & Control			
Weihnachtsferien				
1 12.1.	Computer: Virtuelle Realität			
1 19.1.	Computer: Künstliche Intelligenz			
1 26.1.	Energie und Umwelt			
1 3.2.	Schlussatzung			